

# Am heimischen Herd

Unterhaltungs-Beilage zum Oberschlesischen Wanderer.

Nr. 266

Gleiwitz, Sonnabend, den 15. November 1919.

92. Jahrgang.

## Wer trug die Schuld?

Roman von A. Seyffert-Rünger.

(4. Fortsetzung.)

### 6. Kapitel.

Es war plötzlich ganz still im Zimmer geworden. Alle Augen wandten sich erschaut auf Berres. Der Kommissar Richter, dem das Benehmen seines „Schülers“ heute keineswegs paßte, platzte ärgerlich los: „Hören Sie, Herr Doktor, Ihre Fähigkeiten in Ehren! Aber daß Sie heute mit Ihren besonderen Theorien schlagreifen, das müssen Sie doch wohl einsehen! Die Sache liegt ganz klar!“

„Meinen Sie wirklich, Herr Kommissar?“ sagte Berres mit offensichtlichem Spott. „Hoffentlich bringt Ihnen diese „klare Sache“ nicht bald unangenehme Ueberraschungen.“

Da mühte sich auch der Staatsanwalt ein:

„Ich möchte Sie doch bitten, Herr Doktor Berres, Ihre etwaigen Einwendungen gegen diesen, sich bisher lediglich auf den Baron konzentrierenden Verdacht im Interesse der Untersuchung ohne Umschweife anzugeben!“

Berres erwiderte mit derselben Gelassenheit wie vorher, indem er den Kommissar ernst ansah: „Ich möchte Sie nur daran erinnern, Herr Kommissar, daß meine Theorien, wie Sie es zu nennen belieben, sowohl bei der Entdeckung der Falschmünzerverbände in Wermersdorf, als auch bei der Aushebung des Diebes- und Schlerneßes in der Hödergasse anfangs ebenso angezweifelt wurden. Und wer nachher recht behielt, das werden Sie wohl auch noch wissen?“

Der Kommissar wurde verlegen und der Staatsanwalt schaute erschaut auf.

„Herr Doktor Berres war also bei der Untersuchung in diesen beiden letzten Hauptfällen beteiligt?“ fragte er interessiert.

„Nicht nur beteiligt,“ sagte der Kommissar ehrlich, sondern — eigentlich ist es das alleinige Verdienst unseres jungen Hilfsarbeiters, daß wir die beiden Schwefelbänder so schnell festnehmen konnten.“

„So, so —“ meinte nachdenklich der Staatsanwalt. Er schien jetzt langsam einzusehen, daß hinter dem trübseligen Lächeln mehr zu suchen war als nur unhöfliche Wichtigkeit. Und nach einer Weile fragte er Berres beinahe zuvorkommend: „Also Sie meinen wirklich, Herr Doktor, daß der Baron von Berg nicht der Mörder ist?“

„Der Baron ist ebenso unschuldig und unbeteiligt an der Tat wie Sie und ich, Herr Staatsanwalt,“ erwiderte Berres bestimmt. „Die Beweise für diese meine Behauptung werden sich noch heute von selbst ergeben. Für die Person des wahren Mörders habe ich bisher keinerlei Anhaltspunkte, aber ich hoffe, sie zu finden. Ich möchte nur an Sie, Herr Staatsanwalt, die Bitte richten, bei der nun folgenden Vernehmung der Angeklagten der Bank bisweilen einige Fragen stellen zu dürfen, — ebenso auch, daß die Betreffenden in unauffälliger Weise so gesetzt werden, wie ich es nachher vorschlagen möchte.“

„Bitte, sehr gern, Herr Doktor, Ihre Wünsche sollen in jeder Weise berücksichtigt werden. Auch ich hätte jedoch eine Bitte: Wollen Sie uns nicht erklären, weshalb Sie jeden Verdacht gegen den Baron so bestimmt zurückweisen?“

„Ich habe keinen Grund, aus meinen Kombinationen ein Geheimnis zu machen, die allerdings, wie ich zugeben muß, mehr diesem, jedem Kriminalisten wohl eigenen sechsten Sinn entspringen als einer klaren Beweislinie. Zunächst habe auch ich an den Baron als den Täter gedacht. Dann aber fand ich bei der Durchsuchung dieses Zimmers auf dem Schreibtisch ein Blatt Papier, das Herr Friedrichs anscheinend kurz vor seiner Ermordung noch mit verschiedenen Zahlen und Daten beschrieben hat. Dort liegt es. — Die Linie war erst vor ganz kurzer Zeit getrocknet, wie es scheint, also muß der Bankier in den letzten Minuten seines Lebens diese Aufzeichnungen gemacht haben. Das Papier enthält eine genaue Uebersicht über das Vermögen des Herrn Baron von Berg, — und daraus ersah ich, daß das Barvermögen des Barons sich auf Millionen beläuft. Und weiter fand ich dort, in jener Briefmappe ein an den Bankier gerichtetes Schreiben, datiert vom 16. April dieses Jahres, und unterzeichnet mit v. Berg. In diesem Schreiben bittet der Baron den Bankier, für ihn zum 19. des Monats eine Summe von 150.000 Mk. — davon 10.000 in Hundertmarktscheinen und den Rest in Banknoten zu 500 und 1000 Mark — bereit zu halten, da er das Geld an diesem Tage brauche. Diese beiden Entdeckungen sagten mir, daß ich mich auf einer falschen Fährte befinden müsse. Denn zunächst fehlt, nehmen wir den Baron als Täter an, für die Tat jedes Motiv. Ein mehrfacher Millionär, dessen Bankguthaben sich allein auf weit über eine Million beläuft, — begehrt doch nicht einen solchen gemeinen Raubmord! Und daß es sich hier um Raubmord handelt, unterliegt keinem Zweifel! Das Geld war doch Eigentum des Barons, er brauchte darum wahrhaftig keinen Menschen tozuschlagen. Dann weiter! — Wäre der Baron der Mörder, so hätte er wohl sehr leicht seinen Brief vom

(Nachdruck verboten.)

16. d. Mts., in dem er um Bereitstellung der besagten Summe bittet, nach einem wohlüberlegten Plan gehandelt, um sich auf dem Wege des Verbrechens in den Besitz der Summe zu setzen: Dieser Plan, — man bedenke zunächst den kompromittierenden Brief selbst, sodann auch die Unmöglichkeit, hier ungesehen einzudringen, was der Baron als langjähriger Kunde des Bankiers sehr wohl wußte, — wäre aber in seinen einzelnen Momenten derart töricht zusammengestellt, daß dieselbe geradezu kindisch unvorsichtige Vorgehen mich nicht nur stutzig machte, sondern mir sogar der beste Beweis war, daß ich mich geirrt hatte. Sehen diese augenscheinliche Sicherheit, mit der sämtliche Spuren nach einer Richtung hinwiesen, hatte mich von Anfang an unsicher gemacht. Dann, als ich jene beiden Schriftstücke auf dem Schreibtisch fand, und die eben entwickelten Ueberlegungen ohne jede Voreingenommenheit aufstellte, kam ich zu der Ueberzeugung, daß der Baron der Täter nicht sein könnte, trotzdem ja anscheinend erdrückende Verdagtsgründe gegen ihn vorliegen.“

Jetzt war es an dem Kommissar, das Gesicht zu einem überlegenen Lächeln zu verzieren.

Als der Staatsanwalt nicht sofort auf diese Ausführungen etwas erwiderte, meinte er gütig, aber doch mit bemerkbarem Spott in der Stimme: „Das mag ja alles ganz richtig sein, Herr Doktor, was Sie uns da eben theoretisch entwickelt haben, — aber —“, er judete die Achseln, — „Motive?“ In dieser Hinsicht habe ich manche Ueberlegungen in meiner Praxis erlebt, und, was diesen „kindisch unvorsichtigen Plan“ betrifft, — wir haben es hier mit keinem Berufsverbrecher zu tun!“

Richter schaute sich im Kreise um und suchte in den Mienen der Anstehenden eine Billigung seiner Worte zu finden. Aber die Herren schienen so mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, daß sie nur kopfschüttelnd, als wären sie mit ihrer Weisheit zu Ende, zu Nicken sahen. Nur der Staatsanwalt glaubte es sich und seiner Stellung würdig zu sein, auch seine Meinung noch zum besten zu geben.

„Ich kann eigentlich Ihnen, Herr Dr. Berres, auch nicht vollständig beipflichten,“ sagte er langsam und überlegend; „ich würde, Sie hätten irgendwelche Spuren gefunden, die auf eine bestimmte andere Richtung hindeuten. — Aber so — ja, bedenken Sie doch, der Baron von Berg war ganz kurz vor dem Morde bei dem Bankier, er war der Letzte, der in das Zimmer trat, — da müßte ja dieser Baron einen Doppelgänger haben, der ihm aus dem Haare gleicht, — und das“ — der Staatsanwalt lächelte ungläubig, „ist doch kaum anzunehmen.“

Berres erwiderte nichts. Er schaute gleichgültig zum Fenster hinaus, hatte die Arme über der Brust verschränkt und schien gar nicht zu bemerken, wie der Kommissar Richter ihn seit Sekunden schon mit offenkundiger Selbstzufriedenheit lächelnd ansah. Er freute sich, daß er seinen Schüler so gut abgeführt hatte.

### 7. Kapitel.

Die Uhr auf dem Kaminsims schlug zwölf. Kaum war der letzte Schlag verhallt, als die Türe ungestüm aufgerissen wurde und schnell hintereinander drei Personen eintraten. Der Kriminalbeamte Schrent — einer von den Dreien — rief schon von der Tür aus seinen Vorgesetzten zu: „Herr Kommissar, — hier, der Baron von Berg!“

Mit schnellen Schritten war der Baron vorwärts geeilt, jetzt sah er den Ermordeten, entsetzt prallte er zurück und stotternd kam es über seine Lippen: „Meine Herren — was ist geschehen? — Ein Unglück —?“

„Das klang so ehrlich, so wenig gemacht — trotzdem sagte der Staatsanwalt, indem er den vor ihm Stehenden scharf fixierte: „Herr Friedrichs ist ermordet — sollten Sie das nicht wissen, Herr Baron von Berg?“

„Ich? — Ich habe den Baron vor zwei Stunden verlassen, da war er frisch und munter und jetzt — ermordet? — Ich kann es kaum fassen!“

Der Baron suchte sich zu fassen und warf einen wehmütigen Blick auf die vor ihm ausgestreckte Gestalt. Seine Hand, die den glänzenden Zylinder hielt, zitterte leise, erregt wandte er sich an den Staatsanwalt mit der hastig hervorgehobenen Frage: „Wie geschah denn das Ungeheuerliche, und wann? Mir ist, als träumte ich!“

„Sie waren vor zwei Stunden hier?“ fragte Subner statt der Antwort, indem er „zwei“ scharf betonte. Der Baron schien nicht zu ahnen, wie schwer er verdächtigt war. „Ja wohl, — vor zwei Stunden, um 10 Uhr,“ bestätigte er ruhig.

„Und um 11 Uhr sind Sie nicht hier gewesen?“ fragte der Staatsanwalt mit scharfer Betonung.

„Ich? — Um 11 Uhr? — Nein! Als ich um 10 Uhr den Bankier verließ, traf ich zwei mir bekannte Herren und wir haben bis jetzt in der Danner'schen Weinprobe gefessen!“



„Bis jetzt? Und wer waren denn diese beiden Herren?“

„Bis jetzt!“

Der Baron hatte sich hoch aufgerichtet. Er schien zu begreifen, daß diese Fragen etwas zu bedeuten hatten; er sah die ernsten Gesichter der Umstehenden, deren Augen so merkwürdig forschend auf ihn gerichtet waren. Und in steigender Erregung fragte er den Staatsanwalt: „Rein Herr, dürfte ich wissen, was hier eigentlich vorgeht? Ihre Fragen, — auch das Benehmen dieser Leute hier, die mich drängen vor der Türe zu diesem Gebäude beinahe überstießen und mir rücksichtslos — befehlen, ich sollte zu Ihnen kommen? Was heißt das alles?“

Hübner blieb ruhig. Nur seine Stimme klang kurz und hart, als er antwortete: „Ich bin der Staatsanwalt Hübner, — ich habe ein Recht, Fragen an Sie zu richten — und die beiden Beamten haben auf Befehl gehandelt, als sie Sie hierherführten!“

„Mich — hierher — führten? Das klingt ja — als — hätten Sie Verdacht auf mich —“

Der Baron sprach den Satz nicht zu Ende. Ratlos, unglaublich schaute er die Anwesenden der Reihe nach an.

„Herr Baron von Berg,“ nahm der Staatsanwalt wieder das Wort, „Sie sind ausser Zweifel verdächtig — diesen — Mord hier begangen zu haben!“ —

Hübner dachte, nun werde der Baron aufbrausen, oder entsetzt zurücktaumeln. Nichts von dem. Der Baron schüttelte nur leise den Kopf und meinte wie vorwurfsvoll: „Aber wie sind die Herren nur auf diese unbillige Vermutung gekommen? Ich — ich soll den — meinen — ich kann wohl sagen allen Freund Friedrichs — ermordet haben? Aber was hätte ich nur für einen Grund zu solch ungeheuerlicher Tat haben sollen?“

„Bitte, Herr Baron,“ — Hübner war nun doch erregt — „wollen Sie mir kurz und bündig antworten: Seit wann sind Sie in der Tannerischen Weinstube gewesen und mit wem?“

Wenn Hübner nun gehofft hatte, daß der Baron irgend welche Verlegenheit zeigen würde, so hatte ihn diese Hoffnung schwer betrogen.

„Gewiß werde ich antworten, Herr Staatsanwalt,“ sagte Herr von Berg plötzlich sehr kühl und sehr von oben herab. „Als ich Herrn Friedrichs kurz nach zehn Uhr am heutigen Vormittag verließ, wollte ich eigentlich nach einer Stunde, — wie ich auch mit Herrn Friedrichs verabredet hatte, wiederkommen, um eine geschäftliche Angelegenheit zu erledigen. Da ich jedoch in der Wilhelmstraße — es kann nur wenige Minuten nach 11 Uhr gewesen sein, zwei alte Bekannte, und zwar den Rittmeister Grajen Hohn und den Regierungsrat von Werber traf und die Herren mich aufforderten, sie zu Hause zu begleiten, habe ich mich verspätet und komme eben erst aus jener Weinstube, die ich seit 11 Uhr nicht mehr verlassen habe. Vor der Türe der Bank stürmten dann diese beiden Leute auf mich zu und führten mich hierher.“

Der Staatsanwalt war merklich betreten. Er wollte nicht glauben, daß der Baron mit so frecher Stirn ein Alibi erfinden könne — wollte aber auch den einmal gefassten Verdacht nicht so schnell fallen lassen.

„Und jene beiden Herren, Ihre Bekannten, Herr Baron, sind mit Ihnen bis jetzt zusammen gewesen?“

„Bis vor wenigen Minuten, die beiden Herren haben mich sogar bis vor dieses Gebäude begleitet, was Ihre Beamten bestätigen werden.“

Hübner sah Behrent fragend an. Dieser nickte. „Sowohl Herr Staatsanwalt — das stimmt. Der Herr Baron kam mit zwei anderen Herren die Straße entlang und verabschiedete sich dann von ihnen, — es war ein Offizier von den Husaren und ein Herr in Zivil.“

Hübners Verlegenheit stieg. Er sah ein, daß er zu weit gegangen war, und daß der Ton, den er Herrn von Berg gegenüber angelassen, nicht der richtige gewesen war. Und blitzschnell kam ihm dann die Erinnerung an das, was Dr. Werres vorher gesagt hatte: — „Die Beweise für die Unschuld des Barons werden sich noch heute von selbst ergeben!“

Wie richtig jener doch kombiniert und wie leicht er sich durch den Kommissar hatte irreführen lassen! Jetzt erließen ihm selbst dieser Verdacht so unglaublich, daß er in seiner Betrübenheit vergebens nach Worten suchte, um sein Ungeschick wieder gut zu machen. Und dazu sagte noch der Baron jetzt, während der Hochmut in seiner Stimme und in seiner Haltung immer deutlicher zutage trat: „Herr Staatsanwalt, falls Sie irgend welche Zweifel in die Wahrheit meiner Aussage setzen, so schiden Sie bitte in das Hotel Deutsches Haus. Die beiden Herren erwarten mich dort.“

„Verzeihung, Herr Baron,“ — Hübner suchte mühsam nach Worten, — „ich sehe, wir haben uns geirrt.“ —

„Und dann setzte er dem erstaunt Aufhorchenden auseinander, wie sich die Verdachtsgründe gegen ihn so ganz von selbst ergeben hätten, wie nach den bisherigen Vernehmungen nur eine einzige Person übrig geblieben wäre, auf die alle Spuren hinwiesen — eben er, der Baron von Berg.“

„Aber das ist ja mehr als rätselhaft, meine Herren, mehr als rätselhaft, rief Herr von Berg. Unter diesen Umständen kann ich es Ihnen keineswegs verübeln, Herr Staatsanwalt, daß Sie mich etwas scharf angesehen haben. Also der Portier und der Kausbursche wollen mich deutlich erkannt haben, als ich — das heißt, mein Doppelgänger — um 11 Uhr bei Herrn Friedrichs eintraf? Da finde ich mich nicht zurecht!“

„Gebenfalls danke ich Ihnen, Herr Baron,“ sagte Hübner höflich, — „daß Sie uns auf diese, für Sie allerdings wenig angenehme Weise von einer falschen Fährte abgebracht haben. — Von der falschen Fährte — aber die richtige?“ —

„Wir dürfen jetzt erst recht keine Zeit verlieren, zunächst muß das Personal der Bank vernommen werden — möglich, daß wir da etwas erfahren, was uns auf eine neue Spur hinweist.“

„Da bin ich hier wohl überflüssig geworden, Herr Staatsanwalt?“ sagte der Baron. „Außerdem, die Herren finden mich, falls meine Aussage noch notwendig sein sollte, heute bis gegen 6 Uhr abends im Hotel, vielleicht werde ich auch meine Abreise bis auf weiteres verzögern.“

Herr von Berg verbeugte sich gegen den Staatsanwalt und die

übrigen Herren und verließ das Zimmer, ohne eine Antwort Hübners abzuwarten.

Doch er ging nicht allein. Raum hatte er hinter sich die in dem Vorraum führende Türe des Wartezimmers geschlossen, als der Kommissar dem Kriminalbeamten Behrent schnell einige Worte zuflüsterte, worauf sich dieser lautlos davonstieß. Wenn Herr von Berg angenommen hatte, daß er nunmehr jedes Verdachts los und ledig wäre, so irrte er sich. Man hatte ihm einen der geduldigsten und schärfsten Spürhunde auf die Fersen gehetzt.

„Na, Richter,“ — wandte sich der Staatsanwalt an den Kommissar, als Behrent das Zimmer verlassen hatte, — „was sagen Sie jetzt?“

„Ich bin von der Unschuld dieses Herrn durchaus nicht überzeugt,“ brummte dieser hartnäckig.

Werres, der seit dem Eintritt des Barons sich die ganze Zeit über damit beschäftigt hatte, den Salips des Toien, den der Arzt vorher achillos beiseite geworfen hatte, zu besichtigen und im übrigen laun auf das Gespräch hinzuhören schien, schaute jetzt zum erstenmale auf. Der Blick, der den Kommissar traf, zeigte eine so deutliche Geringschätzung, daß der Staatsanwalt, der diesen Blick ausgegangen hatte, wieder etwas wie leisen Groll gegen den allzu selbstbewußten Dr. Werres in sich aufsteigen fühlte. Im Grunde war ihm dieser junge Grünspanbel, wie er Werres bei sich titulerte, recht unsympathisch. Daß diese Antipathie aber in neidischer Verwunderung ihren Ursprung hatte, das gestand sich Hübner nicht ein. Er war selbst sehr ehrgeizig und von seiner Vollkommenheit derart durchdrungen, daß ihm jeder fremde Erfolg auf seinem Gebiet ein Mißbehagen bereitete. Und nun gar dieser junge, unerfahrene Mensch, der so sicher in seinen Voraussetzungen war und stets ein höhnisches Lächeln zur Schau trug, — der konnte sehr un bequem werden und einem die Stimmung gründlich verderben.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Fang einer Riesenschlange.

Von P. Laubegast.

Rio de Janeiro, am 14. Dezember 1918.  
Lieber Richard!

Heute will ich Dir einmal von einer interessanten Jagd berichten. In den ersten Tagen des vorigen Monats erschien bei meinem Vater ein guter Freund unseres Hauses, Herr Thomson; er lud ihn zu einer Reise nach Novo Friburgo ein, um in dem angrenzenden Gebirge — eine Riesenschlange zu fangen. Du mußt natürlich wissen, daß Herr Thomson neben seinem Berufe als Kaufmann ein leidenschaftlicher Schlangenzüchter ist und mit Schlangen auch einigen Handel treibt. An viele amerikanische Menageriebesitzer sowie an Tiergärten von London und Amsterdam hat er schon eine Anzahl dieser Reptilien verkauft und ich glaube, daß er dabei kein schlechtes Geschäft gemacht hat.

Also dieser Herr lud meinen Vater ein und teilte ihm mit, daß die Reise auf den 12. November festgesetzt sei. Anfangs hatte mein Vater wenig Lust, der Einladung nachzukommen, da ihm seine Geschäfte zu sehr in Anspruch nahmen. Schließlich aber gab er doch den Bruten unseres Freundes nach und was das Schönste dabei war, — ich erhielt die Erlaubnis, mitzureisen zu dürfen.

Du kannst dir denken, mit welcher Freude ich der Abreise entgegen sah! Wohl ein Duzend Mal nahm ich die Landkarte vor, um mir das vorläufige Ziel unseres Ausfluges, Novo Friburgo, aufzusuchen; noch öfter aber studierte ich in meiner Naturgeschichte das Kapitel über die Riesenschlange. Die Tage bis zum 12. November schwärmte ich nur von unserer Reise und sogar im Traume hing ich diesem Vergnügen nach, indem ich die finsternen Wälder durchwanderte und dabei die eigenartigen Schlangen zu Gesichte bekam.

Der Tag der Reise brach an. Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien Herr Thomson. Zu unserem Erstaunen brachte er nichts als eine Kutsche und eine ziemlich große Ledertasche mit, die ihm um die Schulter hing.

„Aber, liebster Thomson,“ fragte mein Vater, womit wollen Sie denn die Schlange bewältigen? Wie ich sehe, haben Sie nichts als eine Pike und eine Tasche bei sich.“

„Das genügt, Herr,“ antwortete unser Freund. „Die Schlangentransportkiste befindet sich schon längst an Ort und Stelle und, was die Schlingen anbetrifft, so nehme ich dieselben aus Novo Friburgo von meinem Freunde Miller mit.“

„Und wird dieser Herr uns begleiten?“

„Wenn Sie gestatten, ja. Er ist in der Sache sehr bewandert und mir beim Fange unentbehrlich. Auch war er es, der mir von dem Aufenthalt der Schlange Mitteilung machte. Hoffentlich ist uns die Boa nicht entwischt.“ —

Bald darauf verließen wir das Haus und begaben uns zu dem Hafen, wo wir uns nach Reichoren übersetzen ließen. Von da fuhren wir mit der Eisenbahn aufwärts, bis wir nachmittags in Novo Friburgo anlangten. Schon am Bahnhofe erwartete uns Herr Miller, ein Mann von etwa zwei Meter Höhe, mit bräunlicher Hautfarbe, grauen Augen, englischem Vadenbarr, großer Magerkeit und einem beinahe unheimlichen Ernst. Unverzüglich machten wir uns auf den Weg.

Wir durchschritten bei leicht bewölktem Himmel eine Gegend von entzückender Schönheit. Weiße Plantagen lagen zu beiden Seiten des Weges; dahinter tauchte das wilde Gebirge auf. Vunt gesiedelte Vögel und große, in vielen Farben schillernde Schmetterlinge (die ich Dir in Deine Sammlung gewünscht hätte!) belebten die Luft. Auch an Fliegen und Käfern war großer Reichtum; einige ganz besonders schöne Exemplare werde ich Dir bei Gelegenheit zufenden. Noch will ich erwähnen, daß ich ein — allerdings totes — Gürteltier fand. Obwohl dasselbe in der hiesigen Gegend nicht gerade selten ist, bekommt man es doch schwer zu Gesicht, da es sich gewöhnlich in der Erde aufhält, wo es sich Gänge und Kammern grabt. Wie Herr Miller bemerkte, soll ein Gürteltierbraten nicht so übel schmecken.

Als wir den Wald erreicht hatten, ließen wir uns auf einem Felsblock nieder und suchten uns durch Speise und Trank zu kräftigen.



## November.

Im herbftlichen Dämmer, von Nebeln verhangen,  
Da ſchleichen ſo träge die Stunden, die bangen.  
Die Tage der Liebe, des Lenzes, die frohen,  
Der wonnige Sommer ſind längst ſchon entflohen.  
Herbſtſtürme ſie toben, ein mitleidlos Wehen  
Gemahnen uns alle an ſich'res Vergehen.  
Wer bräut' den Sommer, die Jugend uns wieder?  
Verlungen der Reigen, verhaſſet die Lieder.

Annie Bauder.

Zu eine gemütliche Unterhaltung war freilich nicht zu denken. Mein Vater, der, wie Du weißt, ein wenig ſtark iſt, ſagte ſehr über die ſichtbare Hitze (die drei Monate Dezember, Januar und Februar machen bei uns den Sommer aus), während Herr Müller mit recht ausdrucksvollen Worten einmal um das andere das läſtige Fliegen, ſchneiß verwünſchte, das uns ſchier jeden Wiſſen verleibete.

Als wir uns wieder erhoben, um die Reiſe fortzuſetzen, bemerkten wir hoch über uns auf einem Baume einen jungen Affen, der uns mit ſeinem poſſierlichen Geſicht ſchon lange Zeit betrachtet haben mochte. Als er jedoch ſah, daß wir ihn erkannt hatten, nahm er ſchleunigſt Reißaus. Faß darauf erblickten wir auch eine Menge Papageien. Herr Thomſon legte ſtugs die Püſche an und ſandte ihnen eine Ladung Schrot auf den Hals. Du hätteſt den Lärm hören ſollen! Im nächſten Augenblick waren ſämtliche Vögel verſchwunden bis auf einen, der getroffen auf unſeren Pfad herabfiel. Dieſer ſpazierte in Herrn Thomſons mächtige Taſche. —

Die Sonne war dem Verſinken nahe, als wir endlich vor einem ſehr weiten, ſteinigen Felde anhielten, das mit allerhand Geſträuch bewachſen war. Herr Müller wandte ſich uns zu. „Meine Herren,“ ſagte er, „wir ſind nun auf dem Gebiete angelangt, wo ſich die Schlange aufhält; etwa dreihundert Schritte entfernt liegt ihr Schlupfwinkel. Er beſteht aus einem großen Loch zwifchen den Wurzeln eines morſchen Baumſtumpfes. Da die Boa gewöhnlich zur Dämmerung ihr Lager verläßt, wäre jetzt die richtige Zeit, um die Schlingen zu legen.“

„Aber wollen wir nicht vorher das Gebiet einmal ſtichig durchſuchen?“ meinte Herr Thomſon; „es könnte doch ſein, daß ſie ſich bereits von ihrem Lager entfernt hätte.“

„Und Sie meinen, ſie könnte in den Urwald entwiſchen?“ „Es wäre möglichen, denn es iſt ſchon ziemlich ſpät. Wie mir bekannt iſt, bereitet ſie ſich um dieſe Zeit zur Jagd vor.“ Herr Müller ſchüttelte den Kopf. „O nein, ich bin der Meinung, daß wir zuerſt ihren Bau unterſuchen, zumal er nur wenige hundert Schritte von uns entfernt und in einer Viertelſtunde bequem zu erreichen iſt.“

„Auch gut.“ brummte Herr Thomſon. Unter Führung des Herrn Müller ſchritten wir nun quer durch die Eichenwälder, bis wir den Bau der Reiſenſchlange erreicht hatten. Vorſichtig näherten wir uns dem bezeichneten Loch und betrachteten durch den runden, etwa zehn Fuß hohen Eingang ſein Inneres. Wir konnten aber nichts entdecken. Da ſüßte Herr Müller ein Waageſchild aus, welches wir ſo broſſia erſchienen, daß ich unaufhörlich vor mich hinflickte: er griff mit der bloßen Hand in das Schlängeneck hinein! Dabei zog er eine ſo verzweifelt ernſte Miene, als triebe er Studien über Mumienkunde. Du wißt Dich über dieſe Freikigkeit wundern. Aber glaube mir, die Reiſenſchlange iſt trotz ihrer Stärke und Größe ein fürchterliches Tier, wenigſtens dem Menſchen gegenüber.

(Schluß folgt.)

## Vermiſchtes.

**\*\* Ruſſiſche Stiefel** — die neueſte Damenmode. Die elegante Londonerin wird in dieſem Winter, engliſchen Blättern zufolge, hohe, weite Stiefel ruſſiſcher Form tragen, und zwar aus Buckſkin und anderem weichen Leder.

**\*\* Ein franzöſiſcher Gnoſt Arden.** Aus Lyon wird die romantiſche Geſchichte eines franzöſiſchen Korporals berichtet, der, ein Gnoſt Arden, von langer Frieſahrt heimgekehrt, ſeine Frau als Gattin eines Andern fand und ſie nicht in ihrem neuen Glück zu ſtören gedachte. Der Korporal war vor Verdrub durch einen Granatſplitter ſchwer verwundet und, da man ihn für tot hielt, auf die Verluſtliſte geſetzt worden. In Wirklichkeit hatte er Aufnahme in ein deutſches Lazarett gefunden. Als geſund entlaſſen, aber gräßlich entſtellt, kehrte er nach Lyon zurück und erfuhr nun, daß ſeine Frau ihm nach abgeſchloſſener Trauerzeit einen Nachfolger gegeben habe. Er lehnte es ab, ihr gegenüberzutreten, indem er entſagungsſchwer bemerkte, er ſei „der häßliche Mann in Frankreich“ geworden und könne es ſeiner Frau mehr zumuten, mit ihm in ehelicher Gemeinſchaft zu leben.

**\*\* Das Bleibzill der Strafe.** Straßburger Blätter berichten von einer Unterhaltung, die ein Eläſter mit einem holländiſchen Reiſenden in der Nähe des Straßburger Alberplatzes hatte. Der Holländer bedeutete ſeinem eläſterlichen Geſchäftsfreund, daß gegenüber ſeinen früheren Verſuchen die Eakberlei der Straßburger Straßen ſehr nachgelaffen habe. „Es ſich ſo wohl,“ ſagte der Eläſter Kleinlaut zugehend, „ſüßer (ſüß) ſind die Dredſchwoebe doch aſſin.“

**\*\* Eine ſeltſame Vorherſage.** Die ſchwediſche Zeitung Ana Dag-Nacht Alchanda veröffentlicht eine Zuſchrift aus ihrem Leſerkreis, deren Inhalt zum Nachdenken Anlaß gibt. Der Einſender erzählt darin, daß im Jahre 1906 ſeine Frau zum Herbſt ſchwer erkrankt ſei. Er habe ſich mit mehreren Freunden in die Nachwachen geſetzt und ſei nach einer ſolchen ermüdet eingeklappt. Wäſſig hörte er ein Klopfen an der Tür, und auf ſeinen „Herein!“-Ruf, ſei ein dreißigjähriger Mann, den er bis auf jede Einzelheit beſchreibt, zu ihm getreten, habe nach ſeinem Namen gefragt und ihm dann einen Zettel gegeben, auf welchem ſtand: „Am 11. 11. 07, 2 Uhr 15 Vm.“ Gleich nach ſeinem Erwachen erzählte er das Traumleben ſeinen Freunden, und ſie zeichneten es gemeinſam auf. In der Zuſchrift heißt es weiter: „Anfangs Februar erlebten wir ſchwere Tage, je näher wir

dem 11. kamen. Die gleichen Freunde, die in der Nacht der ſeltſamen Begebenheit bei mir waren, waren auch jetzt anweſend. Meine Frau lag ſtill und ruhig, ihr Herz ſchlug ſchwach, aber nicht unregelmäßig. Eine Freundin und ich waren im Nebenzimmer, als einer meiner Freunde aus dem Schlafzimmer kam und ſagte: „Ja, du Lieber, nun iſt es zu Ende.“ — 2 Uhr 15 am 11. Februar ſtarb meine Frau. Nur ein ſtiller Seufzer, und alles war zu Ende. Mein Freund ſtand mit der Uhr in der Hand: „2 Uhr 15.“ Unter Tauſenden von Menſchen würde ich den Mann mit dem Zettel wieder erkennen. Meine Freunde, die dabei waren, leben bis auf einen noch und können die Wirklichkeit dieſes Vorfalls bezeugen.“

**\*\* Die billigen Eier vom „Amalienhof“.** Einem reichlich plumpon Schwindelmander ſind dieſer Tage zahlreiche Berliner zum Opfer gefallen. Ein Gutſteller in „Amalienhof“ bei Lübeck bot in gedrucktem Rundſchreiben Eier zum Preiſe von 54 M für das Schod, ſowie Schinken, Butter, Schmalz und andere Herrlichkeiten an und erſuchte gleichzeitig, die Beſtellungen in Briefen an ſeinen Inſpektor Hansen in Lübeck poſtlagernd zu ſenden. In dem Proſpekt hieß es weiter, daß nicht unter Nachnahme geſtellt werden würde, ſondern es wurde gebeten, ungefähr die Hälfte des Betrages auf einer beigesügten Kaſſette beim Poſtſcheidamt Hamburg einzuzahlen und den Reſt nach Erhalt der Ware einzufenden. Eine ganze Anzahl derjenigen, die nicht auf werden, gab auch reichlich Beſtellungen auf, ſamt die Beträge von 400 M und mehr auf die beigelegte Kaſſette ab und wartete nun auf die beſtellten Lebensmittel. Die Briefe zeigten die Beſteller nach einiger Zeit mit dem Vermerk „Nicht abgeholt“ zurück. Das Geld auf dem Poſtſcheidamt in Hamburg wurde aber abgeholt, und die leichtgläubigen Beſteller warten noch heute auf Eier, Butter und Schinken aus „Amalienhof“.

**\*\* Ein nahrhaftes Geſchenk.** Der aus Cloppenburg im Oldenburgiſchen ſtammende Kaufmann Drilling, lebt in Philadelphie wohnhaft, hat ſeiner Heimatſtadt 12000 Pfund Weizenmehl und 3000 Pfund Speck geſchenkt, welche gleichmäßig verteilt werden ſollen.

**\*\* Die genasführten Schmuggler.** Einige junge Leute aus dem Oldenburgiſchen ſchmuggelten unlängſt 20000 Zigaretten über die holländiſche Grenze. Dabei wurden ſie von Poſtbeamten erappt, welche die Waren beſchlagnahmten. Nachher ſtellte es ſich heraus, daß die Schmuggler falſchen Poſtbeamten in die Hände gefallen waren.

**\*\* Eine Hundertjährige.** In Bräle (Oldenburg) ſtarb die Beſitzerſfrau Anna Ahrens im Alter von 100 Jahren.

**\*\* Die Goldausbeute in Transvaal** betrug im September 698 558 Unzen im Werte von 2 967 287 Pf. gegen 706 669 Unzen im Werte von 3 001 739 Pf. im Auguſt 1919 und gegen 708 206 Unzen Gold im Werte von 3 008 267 Pf. im September 1918.

**\*\* Guter Rat.** Vom alten Heim, dem ebenſo berühmten wie vollſtändigen Berliner Arzt zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wird eine hübsche Anekdothe berichtet. Bei einer Hoſpital in Dresden, wohin Heim zur Konſultation berufen war, wurde er von ſeinen Nachbarinnen, zwei ältlichen Erzellen, weiblich gequält. „Denken Sie, Herr Geheimrat,“ ſagte die eine, „was mir heute paſſiert iſt! Ich pflege des Morgens zuerſt ein Glas Waſſer, darauf eine Taffe Kaſſee und dann wieder ein Glas Waſſer zu trinken. Und heute gerade verſaſſe ich, das erſte Glas Waſſer zu trinken. Kann mir dieſe Abweichung von meiner Lebensgewohnheit ſchaden?“ „Gewiß, Erzellen!“ erwiderte Heim mit wichtiger Miene. „Fahren Sie ſofort nach Hauſe und laſſen Sie ſich ein kaltes Lavement geben, damit der Kaſſee wieder in die Mitte kommt!“

**\*\* Was ſaren dahinn!** Die Wochenſchrift „Das Demokratiſche Deutschland“ (Demokratiſcher Verlag, Berlin-Zehlendorf-Weſt) erhielt folgende Zuſchrift unter obiger Epithete: „Als Vorſtender des Schülerrates der Sexta D. des Gymnaſiums zum grauen Kloſter bin ich beauftragt, „Das Demokratiſche Deutschland“, und zwar nicht nur Ihre Wochenſchrift, ſondern Teuſchland ſelbſt, darauf aufmerkſam zu machen, daß kürzlich in belebteſter Gegend Berlins ein grüner Wagen — wohl zur Fördernng von Affen — zu ſehen war, der in ausgezeichneter Bemalung auf gelbem Felde die Aufſchrift trug: „Wohlfahrts-Miniſterium“. — Unſer Schülerrat legt gegen dieſe Bemalung hiermit Proteſt ein. Sie iſt geeignet, die öffentliche Sicherheit unſerer Orthographie ſchwer zu gefährden und Errungenschaften unſeres Wiſſenſtandes auf dieſem Gebiet, die ſauer genug erworben ſind, in Frage zu ſtellen. Von amtlichen Aufſchriften darf man wohl auch bei neugegründeten Miniſterien verlangen, daß ſie den Anſprüchen der Rechtsſchreibung genügen. Wir verſichern, daß ſich der Herr „Wohlfahrtsminiſter“ Stegerwald nicht um die ſchwarzen Schafe in ſeinem Amt kümmern kann, die ſolche Schnitz machen und öffentlich zeigen laſſen. Es darf aber wohl erwartet werden, daß eine nachgeordnete Stelle geſchaffen wird, die eine Kontrolle anſtellt. Wir ſchlagen die Einrichtung einer Unterſtatsſekretariate hierfür vor und präſentieren als Kandidaten für dieſen Poſten den Vorleſten unſerer Klaſſe, unſern Kompenſaler Hirten eier, der — trotz einer gewiſſen Schwäche in der Handſchrift — in deutlicher Orthographie durchaus ſicher iſt. Sollte dieſer Vorſchlag nicht die Aufmerkſamkeit des Herrn „Wohlfahrtsminiſter“ finden, ſo würden wir genötigt ſein, bei dem Herrn Kultusminiſter eine Herabſetzung der an uns geſtellten Anſprüche in der Rechtsſchreibung einzubringen. Was den Miniſterien recht iſt, das iſt uns gleichgültig. Mit höflichem Gruß Rudolf Haase.“ „Wohlfahrtsminiſterium (mit h) hat ebenſo launig auf dieſen Vorſchlag geantwortet und den Anregungen der Sexta ſofort Rechnung geſtellt.“

**\*\* Die Jagd der Amerikanerin.** Ein Londoner Diamanten- und Juwelier, der große Geſchäfte in den Vereinigten Staaten macht, erklärt, daß der „Sare“ nach Juwelen,“ der aus Amerika herüberbringt, immer dringlicher und immer leidenschaftlicher werde. Die Amerikanerinnen können nicht genug kostbare Steine bekommen; am meiſten begehrte ſind Diamanten, ſodann Saphire, und ſodann alle Diamanten der Welt werden in Britiſch-Südaſrika gewonnen, aber man kann ruhig ſagen, daß mehr als die Hälfte dieſer Edelſteine ſich in den Vereinigten Staaten befinde, und dabei verlangt man noch immer mehr. Die Preiſe werden immer höher, und zwar ſind es in erſter Linie die erſtklaſſigen Steine, für die jetzt zuſammen jede Summe zu bekommen iſt. Die beſteſten Edelſteine ſind in Amerika, nach den Diamanten, Smaragden und Saphiren. Die



es über den Ozean herüberzubringen.“ An dieser Hauffe des Diamantenmarktes nimmt jetzt übrigens auch wieder die belgische Diamantenindustrie teil, die früher eine Quelle des Reichtums für das Land war und sich nun von ihrem Niedergang während des Krieges zu erholen beginnt.

**\*\* Die photographierte Zeitung.** In Amerika wollen sie jetzt eine photographierte Zeitung ersünden haben. Wenigstens berichtet der Washingtoner Vertreter der „Daily News“, die weit verbreitete Wochenschrift „Literary Digest“ habe angekündigt, daß eine ganze Zeitung mit einer Viesenaufgabe nicht mehr mit der Hand oder der Maschine gesetzt, sondern von Schreibmaschinen und photographiert werde. Der Verleger hat sich bei, er habe eine Nummer dieser Zeitung gesehen und er findet, daß der erste Versuch recht gut gelungen ist. Leider ist die Nachricht so kurz gehalten, daß auch der Fachmann Schwierigkeiten hat, sich ein Bild von dieser photographierten Zeitung zu machen, soweit nämlich die Herstellung einer großen Auflage in Frage kommt. Man wird also weitere Einzelheiten abwarten müssen, ehe man sich über die Tragweite dieser Erfindung klarwerden vermöge. Gutenberg und Meisenheimer haben uns gezeigt, was möglich ist; warum sollten wir mit ihnen schon an das Ende der Entwicklung gekommen sein?

**\*\* Ein Vorgänger des Fahrstuhls.** Der Fahrstuhl, dessen Betrieb bei uns durch die Kohlennot recht bedrückt ist, hatte in Frankreich bereits im 12. Jahrhundert einen freitragend konstruierten Vorgänger, der dem erfindungsreichen Sinn eines Herrn de Villaver sein Entstehen verdankte. Er hatte sich „fliegende Stühle“ ausgedacht, die bei Anwendung von Gegengewichten selbsttätig zwischen zwei Mauern auf- und absteigen und ihre Insassen auf dem Stockwerk, wo sie absteigen wollten, landen sollten, wobei das Körpergewicht der Insassen allein den Antrieb bewirkte. Eine der Töchter König Ludwig XIV. hatte sich einen solchen Fahrstuhl in Versailles bauen lassen. Eines Abends aber war der einfache Apparat, ähnlich wie sein vervollkommneter Nachfolger, auf halbem Wege stehen geblieben, und man hatte die Prinzessin nur dadurch befreien können, daß man die beiden Mauern niederlegte, zwischen denen sie drei Stunden lang gefangen gesessen hatte.

**\*\* Die älteste Zeitung der Welt.** China ist das Land, das sich der ältesten Zeitung überhaupt rühmen kann. Seit dem Jahre 618 erscheint die „Peking-Post“, und zwar seit 1751 viermal im Monat, seit Jahren selbstverständlich täglich. Seit 1864 gibt es die Monatschrift „The Review of Times“ in China, seit 1872 die Tageszeitung „Chen Bao“. Wenn es 1898 nur achtundzwanzig Tageszeitungen in China gab, so wuchs diese Zahl in drei Jahren auf 700. Heute gibt es weit über 1000 Zeitungen. Und China ist das glückliche Land, das nie Papiernot gelitten hat.

**\*\* Ein Beispiel für die schlechte Wälsche.** In einer süddeutschen Versammlung gegen das Schieberium wurde bekannt gegeben, daß die englische Zigarettenimportation nach dem Waffenstillstand mehr als 45 Milliarden Mark betrug.

**\*\* Prämie für kinderreiche Familien in Frankreich.** Ein französischer Philanthrop, Cognac mit Namen, hat eine Summe von 250 000 Frs. zur Verfügung gestellt, die in Beträgen von je 2500 Frs. an die zugleich bedürftigsten und kinderreichsten Familien Frankreichs verteilt werden sollen.

**\*\* Ein „Schlagfertiger“ Ratsherr.** Vom Schöffengericht Greifswald wurde der unabhängige Ratsherr Nied zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Der Angeklagte hatte einen Feldwebel von der Reichswehr auf der Steinbrücke Torbrücke wörtlich durch die Benennung „Kostegardist“ und obendrein noch tätlich beleidigt. Die oben erwähnte Verurteilung erfolgte wegen Körperverletzung.

**\*\* Die Wiedereinführung der Stierkämpfe in Frankreich.** Das vorbildliche Frankreich hat jedoch einen Antrag des Gemeinderats von Urines zur Wiedereinführung der Stierkämpfe angenommen. Die erste dieser Veranlassungen soll zu Gunsten einer Sammlung für die Verwundeten und Verletzten heranzusetzen werden.

**\*\* Zum Tode verurteilt.** Das Schwurgericht in Konstanz verurteilte den 19 Jahre alten Kleiner Willi Kumm zum Tode. Kumm hat am 23. Juli im Walde bei Singen-Hohentwiel den Kaufmann Kaufmann aus Konstanz erschossen und ihm 8000 Mark geraubt.

**\*\* 50 Automobile verbrannt.** Vor wenigen Tagen gerieten in dem alten Exerzierhaus am Berliner Kaiser Franz-Grenadierplatz 50 Automobile, eine große Menge Benzin und anderes Heeresgerät in Brand. Die Feuerwehr löschte das Feuer. Es ist noch nicht aufgeklärt, ob Brandstiftung oder Fahrlässigkeit vorliegt. Das Gebäude mit dem gesamten Inhalt ist zerstört, der Schaden beträgt mehrere Millionen Mark.

**\*\* Die Frauen in Hindostan besitzen so gut wie die Männer ihr eigenes Gesehbuch, worin ihre Rechte schwarz auf weiß verzeichnet stehen. Sieben weiße Frauen sind die Verfasserinnen dieses Kodex. Danach werden sämtliche Männer in drei Klassen geteilt: in „Anständige“, in „Halbe“ und in „Hulpu-Hupla“. Unter den Anständigen versteht man solche, die imstande sind, eine Frau anständig zu ernähren. Die „Halben“ vermögen dies nicht; ihre Frauen müssen selbst mit Hand anlegen, das tägliche Brot zu erwerben. Sie können also auf gleiche Stellung wie die Anständigen, keinen Anspruch machen. Die Frau, wenn sie von einem „Halben“ geschlagen wird, hat das Recht, wieder zuzuschlagen; auch darf sie dem Manne Haare aus dem Bart zupfen. Am schärfsten freilich haben es die „Hulpu-Huplas“. Die Frauen derselben können zehn Tage lang außer dem Hause bleiben und die Männer dürfen sich nicht einmal erkundigen, wo sich die Frau Gemachtin während der Zeit aufgehalten hat.**

**\*\* Das Glück der Choristinnen.** Der Krieg hat so viele Folgen gehabt, die man nicht erwartet hatte. Eine solche merkwürdige Kriegsfolge ist — der Mangel an Choristinnen in England. Diese Jüngfrauen der leichten Muse nämlich sind, wie ein Londoner Theaterdirektor mitteilt, während des Krieges zum großen Teil als Hilfskräfte an die Front gegangen und haben dort die Bekanntheit von Offizieren gemacht, die sie dann geheiratet haben. Diese glücklichen Offiziersfrauen haben es nun natürlich nicht mehr nötig, sich in Pantomimen und Ausstattungsstücken dem Publikum vorzustellen. Andere dieser Chordamen, die sich ebenfalls der Kriegsarbeit widmeten, aber ungenügend Juweliere kaufen auf, was sie nur bekommen können, um

nicht in den Hafen der Ehe einzuliegen, haben an ihrer neuen Tätigkeits so viel Gefallen gefunden, daß sie nicht mehr zum Theater zurückkehren. Nebenfalls herrscht ein großer Mangel an Choristinnen auf dem Theatermarkt, und selbst Sagen von 4 Pfund die Woche locken nicht mehr zu diesem Beruf, der einst so viele junge Mädchen anzog.

**\*\* 400 Zentner Zucker beschlagnahmt.** Auf einem Berliner Bahnhofe gelang es dieser Tage der Militärpostzeit des Reichsverwaltungsamtes, drei Ganner zu überfallen, als sie gerade im Begriffe waren, Säcke mit Zucker aus den Eisenbahnwaggons auf ein halbes Duzend bereitstehender Fuhrwerke umladen zu lassen. Ein Blick in die Frachtbücher zeigte, daß die Sendung als Waschkpulver und Salz deklariert war. Die Säcke wurden festgenommen und der Zucker — 400 Zentner — beschlagnahmt.

## Aus einem Notizbuch.

Von Hugo von Hofmannsthal.

Hugo von Hofmannsthal veröffentlicht in der neuen, im Insel-Verlag erscheinenden Zeitschrift „Das Insel-Schiff“ eine Anzahl tiefsinniger, feingeschliffener Aphorismen, von denen wir einige wiedergeben.

Eine Flammfieber kann einen Kieselstein rund schleifen, wenn sie von der Hand der Liebe geführt wird.

Die Menschen sind oft die Sklaven ihrer Willkür, auch in sich selbst; aber es ist erstaunlich, wie selten sie ihren Willen anzusehen wissen.

Menschen unserer verworrenen Epoche erleben ihr Eigenes in Zwischenstufen, unangenehmen Mißverständnissen, Konfusionen, Verstreutheiten.

Autorität über sich erkennen, ist Zeichen höherer Menschlichkeit.

Wahre Sprachliebe ist nicht möglich ohne Sprachverleugnung.

Jede neue bedeutende Bekanntheit zerlegt uns und setzt uns neu zusammen.

Die ahnende Jugend weiß die Welt von Kräften erfüllt; aber es kommt ihr nicht bei, welche Rolle in der Welt die Schwäche in ihren verschiedenen Formen spielt.

Das eigentliche Dichterische hält sich gleich weit vom Herzlosen wie vom Empfindsamem.

Selbstliebe und Selbsthaß sind die tiefsten von den irdischen produktiven Kräften.

## Humoristisch.

Vorant es hinausgeht. Gefangenerin: „Was versteht man unter einer tragfähigen Sitte?“ — Schülerin: „Eine die vordem sich eingeprägt.“

Der Menomist. Kunde: „Sich ich Ihnen ruhig genug beim Rasieren?“ — Rasierer: „Gewiß, ich rasire Zitterpappeln, wenn's sein muß.“

Hartes Urteil. In einer Gesellschaft singt eine Dame den Erlkönig mit schauerhafter Stimme. Als sie beendet „... in seinem Armen das Kind war tot!“, meinte ein Herr: „Na, mir ist es auch schon ganz schlecht.“

Betrachtung. „... 's Biertrinken sei mit g'sund, 's viele Fleischessen sei mit g'sund! Mit der Zeit wird's noch so weit kommen, daß 's G'sundsein auch nimmer g'sund ist!“

Das Schlafpulver. Eine da neulich als Vertreter in der Apotheke eines kleinen Mecklenburger Landstädtchens. Es ist Abend, und schon will ich das Geschäft schließen, als noch ein altes Mütterchen den Laden betritt. Auf meine Frage nach ihrem Begehre entpuppt sich folgendes Gespräch: „Ich will gern für mein Penning Schlafpulver.“ — „Haben Sie denn kein Rezept?“ — „Ne, der hew' id nich.“ — „Ja, aber Schlafpulver dürfen nur gegen ärztliches Rezept abgegeben werden.“ Darauf laugs hin und her, und da ich standhaft bleibe, wendet sich die Alte zum Gehen und meint treuherzig und traurig: „Ja, Herr Professor, können Sie denn ahn Inselpulver schlafen?“

Erfüllung. „Werde ich das Ziel meiner Sehnsucht erreichen?“ frage ein Ehrgeiziger den psychischen Apoll und erhielt die Antwort: „Gewiß!“ „Gewiß?“ O göttliche Verheißung! rief der Ehrgeizige glückstrahlend aus. „Meine Wünsche werden erfüllt — alle erfüllt!“ „Alle!“ „Auch die höchsten?“ „Auch die höchsten!“ „Auch die? Sei gepriesen, du Götlicher, auch die? Und wann?“ „Sobald dir an ihrer Erfüllung nichts mehr liegt.“ (Lustige Gesellschaft.)

Immer derselbe. Gattin: „Weißt du auch, Mädchen, daß du mir seit acht Tagen keinen Fuß mehr gegeben hast?“ — Professor: „Nicht? Na, zum Teufel, wen hab' ich denn da fortwährend geküßt?“ ((Nagels Lustige Welt.))

Der schlaue Peter. „Großmutter, erzähle mir mal ein Märchen.“ — „Schön, also: Es war einmal eine alte Frau, die sich schlecht und recht mit spinnen ernährte.“ — „Quatsch, wer kann denn von Spinnen leben!“ (Der „Brumbar“.)

Regelspiel. Beim Regeln gibt's keinen König mehr. Der Regelskönig heißt jetzt „Gebi“. Da tragen die anderen Regel wohl die Namen seiner Minister? Roste, Bauer, Erzberger — „Erzberger, nein! Erzberger ist kein Regel. Erzberger schließt selber.“ ((Phosphor.))

Eine Zeitung erhielt für ihren Postkasten folgende Anfrage von einem jungen Mann: „Bitte, teilen Sie mir doch mit, warum ein junges Mädchen immer die Augen schließt, wenn man es küßt.“ Die Zeitung antwortete: „Wenn Sie uns Ihre Photographie senden, sind wir vielleicht imstande, Ihre Frage zu beantworten.“